



# Der Sammler

Dinstag, den

43.

9. April 1816.

## Ein Brief der Lady Johanna Gray.

Lady Johanna Gray war die Enkelinn Mariens, der Schwester Heinrichs VIII., und Witwe des Königs Ludwigs XII.; sie war mit dem Lord Guilford, dem Sohn des Herzogs von Northumberland vermählt. Dieser Letztere wußte es bey Eduard, dem Sohne Heinrichs VIII., dahin zu bringen, daß er durch sein im Jahre 1553 entworfenes Testament Johannen, zum großen Nachtheil Mariens und Elisabeths, zur Thronfolgerinn bestimmte. Die erstere war die Tochter Catharinens von Arragonien, und ihr Catholicismus machte sie bey den englischen Protestanten gefürchtet. Der Ursprung der zweyten, einer Tochter der Anna von Boleyn, konnte angefochten werden.

Der Herzog von Northumberland machte diese Motive bey Eduard dem VI. geltend. Lady Johanna Gray betrachtete aber ihre Rechte aus einem andern Gesichtspuncte, und wollte anfänglich nicht einwilligen; allein die Bitten ihres von ihr zärtlich geliebten Gatten, über den Northumberland alles vermochte, entriß den Lady Johanna Gray zuletzt die von ihr geforderte, für sie in ihren Folgen so höchst traurige Einwilligung.

Sie regierte neun Tage, oder vielmehr ihr Schwiegervater, der Herzog von Northumberland, der sich ihres Nahmens bediente, um seine Herrschaft zu befriedigen.

Maria, Heinrichs des Achten älteste Tochter, trug,

trotz dem Widerstande, den die protestantische Parthey ihr entgegensetzte, über sie den Sieg davon. Ihr grausamer, rachsüchtiger Charakter documentirt sich deutlich in den Hinrichtungen des Herzogs von Northumberland, seines Sohnes Guilford und der unschuldigen Johanna Gray. Diese war erst achtzehn Jahre alt, als sie starb, und dem ungeachtet erregte sie durch ihre gründliche Kenntniß der alten und neuern Sprachen allgemeine Aufmerksamkeit. Man hat lateinische und griechische Briefe von ihr, welche Kenntnisse voraussetzen lassen, die in einem so zarten Alter Bewunderung erregen. Sie besaß eine rührende Frömmigkeit, und ihr ganzes Wesen trug das Gepräge der Sanftmuth und Würde. Ihr Vater und ihre Mutter drangen auf das heftigste in sie, den Thron von England zu besteigen. Die Mutter selbst trug am Tage der Krönung ihren Mantel, und ihr Vater, der Herzog von Suffolk, machte noch dann, als sie schon in Ketten gelegt und seit mehreren Monathen zum Tode verurtheilt worden war, einen Versuch, seiner Parthey die Oberhand zu verschaffen; — ein Unternehmen, das einen trefflichen Vorwand gab, ihn ebenfalls zu verurtheilen, und kurz nach dem Tode seiner Tochter hinrichten zu lassen.

Der nachfolgende Brief kann ungefähr im Februar 1554 geschrieben worden seyn. So viel ist gewiß, daß Lady Johanna Gray in der Zeit, welche ihrer Hinrichtung vorher ging, aus ihrem Gefängnisse eine ununterbrochene Correspondenz mit ihren Freunden und Ver-



wandten unterhielt, und daß ihr philosophischer Geist und ihre religiöse Fassung sie bis zum letzten Augenblicke nicht verließen.

Lady Johanna Gray an den Doctor Aylmers.

„Ihrem Religionsunterrichte, mein würdiger Freund, verdanke ich die Grundsätze, die uns auch nach diesem Leben eine glückliche Zukunft sichern. An Sie sende ich bey der feyerlichen Prüfung, zu der ich verurtheilt bin, die Aufzeichnung meiner letzten Gedanken. Drey Monate sind seit dem Todesurtheil verstrichen, das die Königin über meinen Gatten und mich gefällt hat, um die unglückliche Regierung von neun Tagen, mit dieser Dornenkrone, zu bestrafen, die man nur auf mein Haupt gesetzt hat, um es dem Tode zu weihen. Ich gestehe Ihnen, daß ich anfänglich glaubte, Maria wollte mich durch dieses Urtheil bloß schrecken; ich konnte mir nicht vorstellen, daß sie ein Blut versprigen würde, das ja das ihrige ist. Auch dünkte mich, daß schon meine Jugend mir zu einer hinreichenden Entschuldigung dienen würde, wenn es nicht bewiesen wäre, welchen Widerstand ich lange Zeit der traurigen Ehre entgegengesetzt habe, mit der man mich bedrohte; und daß meine Nachgiebigkeit gegen die Wünsche des Herzogs von Northumberland, meines Schwiegervaters, allein mich zu dem Fehltritt verleitet hat, den ich begangen. Doch — ich schreibe Ihnen nicht, um meine Feinde bey Ihnen anzuklagen; sie sind die Werkzeuge der Vorsehung, wie jedes andere Ereigniß dieser Welt, und ich darf nur über meine eigenen Empfindungen reiflich nachdenken. In diesem Thurne eingekerkert, lebe ich bloß in meinen Gedanken, und mein Betragen, in moralischer und religiöser Hinsicht, ist nur auf meine innern Kämpfe beschränkt.

Gestern besuchte mich unser Freund Asham, und seine Gegenwart erfüllte mich anfänglich mit der reinsten, herzlichsten Freude; sie weckte in meiner Seele die Erinnerung an die glücklichen, fruchtbaren Stunden, die wir zusammen bey dem Studium der Alten verlebten. Ich wollte mit ihm nur von den berühmten Todten sprechen, deren Schriften mir ein unendliches Feld von Betrachtungen geöffnet haben. Asham ist, wie Sie wissen, ernst und ruhig; er stützt sich auf sein Alter, um dieses mühselige Leben zu ertragen: wirklich ist auch das Alter eines Denkers nicht ohne innere Kraft und Ruhe. Erfahrung und Glauben stärken ihn, und wenn die letzte Spanne Zeit auch noch so kurz ist, so reichen schon einige Anstrengungen und Selbstbeherr-

schung hin, um ruhig das Ziel in's Auge zu fassen. Diesem Ziele stehe ich näher, als ein Greis; aber mein Schmerz darüber, meine letzten Tage so zu verleben, muß sehr bitter seyn.

Asham kündigte mir an, daß die Königin mir erlaube, in dem Garten meines Gefängnisses frische Luft zu schöpfen, und ich kann die Freude nicht schildern, die ich bey dieser Nachricht empfand. Sie war so groß, daß unser armer Freund sie anfänglich nicht zu stören wagte. Wir gingen in den Garten, und er ließ mich eine geraume Zeit lang in den Reizen der Natur schwelgen, deren Anblick man mir seit mehreren Monaten entzogen hatte. Es war einer von den Wintertagen, welche die Vorboten des Frühlings sind. Ich zweifle, daß der schöne Lenz selbst meine Einbildungskraft so sehr belebt haben würde, als dieses Vorgefühl seiner Rückkehr. Die Bäume streckten ihre noch blätterlosen Zweige der Sonne entgegen; der Rasen war schon grün, einige frühzeitige Blumen schienen durch ihre Wohlgerüche der Melodie der Natur zum Präludium zu dienen, bis sie selbst in überschwenglicher Pracht sich entfalten würde. Die Luft war unaussprechlich rein und mild; mir war's, als hörte ich in jedem unsichtbaren, allmächtigen Hauche die Stimme Gottes, der mir mit jedem Augenblicke neues Leben einflößte — ach! Leben! was für ein Wort hab' ich gesprochen! Ich glaubte, bis diesen Tag Rechte darauf zu haben und empfangen jetzt seine letzten Wohlthaten, wie das Leben wohl eines Freundes.

Asham und ich näherten uns dem Ufer der Themse und setzten uns in ein Gebüsch, das zwar noch unbelaubt war, wo aber schon einzelne Knospen hervorbrachen. Die Wellen leuchteten von den Strahlen der Sonne; so prachttvoll dieses Schauspiel auch ist, so liegt aber doch immer im Laufe der Wellen etwas Schwermüthiges, und man kann sie nie lange betrachten, ohne in Träumereyen zu versinken, deren Angenehmes darin liegt, daß sie uns über Zeit, Raum und Verhältnisse, kurz über uns selbst erheben. Asham bemerkte die Richtung, die meine Gedanken genommen hatten, ergriff rasch meine Hand, benetzte sie mit Thränen und sprach: „O Sie, die Sie immer meine Fürstinn waren, muß ich es seyn, der Ihnen das Schicksal verkündigt, das Sie bedroht? Ihr Vater hat Ihre Anhänger gesammelt, um sich Marien zu widersetzen, dieser mit Recht so verabscheuten Königin, die Ihnen die Liebe entgelten läßt, die Ihr Nahme überall erregt.“ — Seine Thränen unterbrachen ihn.

„Fahren Sie fort, mein Freund“ — erwiderte ich — „erinnern Sie sich der großen Denker, die dem Tode mit Festigkeit in's Auge blickten, und selbst die Personen nicht beweinten, die ihnen am theuersten waren. Sie wußten, woher wir kommen, wohin wir gehen — das ist genug.“

„Nun wohl!“ — fuhr er fort — „Ihr Urtheil muß vollzogen werden; aber ich bringe Ihnen das Hülfsmittel, das so viele berühmte Männer den Verfolgungen der Tyrannen entzog.“ — Zitternd reichte mir der Greis, der Freund meiner Jugend, das Gift, durch welches er mich mit eigener Lebensgefahr retten wollte. Ich erinnere mich noch, wie oft wir beyde den freywilligen Tod bey den Alten zuweilen bewundert haben, und ich versank in tiefes Nachsinnen, gleichsam als wenn die Fackeln des Christenthums plötzlich in mir erloschen und ich der Unmenschenheit Preis gegeben wäre, mit welcher der Mensch häufig in den geringfügigsten Verhältnissen des Lebens umher zu schwanken pflegt. Asham warf sich vor mir auf die Knie, neigte sein weißes Haupt und bot mir, während er seine Augen mit einer Hand bedeckte, mit der andern das letzte Rettungsmittel dar, das er für mich bereitet hatte. Ich drängte sanft seine Hand zurück, und nachdem ich mich in einem Gebeth gesammelt, hatte ich den Muth, ihm zu antworten.

(Die Fortsetzung folgt)

### Die Musik.

Sey mir gegrüßt, o Königin!  
Mit der strahlenden Herrscherstirn,  
Mit dem lieblich tönenden Munde,  
Und dem Wahnsinn sprühenden Blick,  
Schwingend das zarte Plektron,  
Ein mächtiger Scepter in deiner Hand.

Sey mir gegrüßt, Herrlichste  
Unter den herrlichen Schwwestern!

Lieblieh sind sie die Huldinnen alle,  
Die am Throne des Lichts gezeugt,  
Von unsterblichen Müttern geboren,  
Gerne nieder zur Erde steigen;  
Boten einer vergangenen,  
Verkünder einer künftigen Welt.

Lieblieh sind sie die Huldinnen alle,  
Wenn sie, der Sterblichkeit Nebelkleid  
Um die leuchtenden Schultern geworfen,  
Wie Apollon unter den Hirten  
In dem Kreise der Menschen weilen;  
Und in der Fremde rauhen Boden  
Palmenreiser der Heimath pflanzen;

Menschen ähnlich und dennoch Götter  
Beyde Welten liebend verbinden,  
Hernieder zur Erde den Himmel zieh'n  
Und den Menschen zu Göttern erhöh'n.

Lieblieh sind sie die Huldinnen alle,  
Doch wie die Rose unter den Blumen  
Strahlst du hervor aus dem Chöre der Schwwestern.

Als das Recht von der Erde verschwunden  
Und die Unschuld gen Himmel geköh'n,  
Dienen lernte die freye Geberde,  
Lügen das Aug', des Himmels Bild,  
Und das Wort, das heilige, wahre,  
Sich in schändende Fesseln schlug:  
Da wardst du von den Göttern gesendet,  
Als Vertraute für bessere Seelen,  
Deine Sprach' ihrem Munde zu leih'n.  
Freudig eilten sie dir entgegen,  
Sanken vertrauend in deinen Arm,  
Und Lieb' und Hoffnung, und Scham und Neus  
Flüsterter leif in deinen Busen,  
Was sie erreicht und was sie verloren,  
Was sie geträumt und wie sie gefühlt.

Seitdem stehst du dem Menschen zur Seite  
Eine heifende Trösterinn!  
Wo er weilt und wo er wandelt,  
An des Unglücks gähnendem Abfurg,  
Auf der Freude Blumenhöhn,  
Überall tönt deine Stimm' ihm entgegen,  
Wie ein Ruf aus besseren Welten,  
Klagend, tröstend, freundlich erhebend,  
Von der Wiege bis in's Grab.

Sanft stehst du an der Wiege des Knaben,  
Der kaum dem Schooß sich der Mutter entwand,  
Dem noch in Einer trüben Welle  
Laumelnd sein Ich und die Außenwelt schwimmt,  
Dem kaum der Schmerz noch ahnend gelehret,  
Daß er zum Leben — voll Schmerzen! — erwacht.  
Wie er so daliegt, und jammert und klaget,  
Da tönt ein Laut in seine Ohren, —  
Der erste Strahl in der irdischen Nacht —  
Aus der Wärterinn einfachem Liede  
Spricht dein Mund dem Klagenden zu:  
„Dulde! Lerne bey Zeiten dulden,  
„Ist doch Leiden des Lebens Nahme,  
„Wenige Stunden, und es ist vollbracht!“  
Und du legst in des Kleinen Wiege  
Einen treuen, liebenden Bruder,  
Der durch das Leben ihn begleitet,  
Hülffreich und treu ihm zur Seite steht,  
Jeden Kummer halb ihm abnimmt,  
Jede Freude vertausendfachet,  
Und am Ziele der Lebensbahn  
Ihn in die offenen Arme nimmt,  
Legst den Sch l u m m e r ihm an die Seite,  
Und der Knabe lächelt und — schläft.

In der Trompete muthigen Tönen  
Ruffst du den Jüngling ins Schlachtgewühl,  
Leitest die Stärke, ermutigst das Zagen,  
Jubelst ob dem geschlagenen Feind,  
Verkündest die Siegesbothschaft dem Lande,  
Weinst dem Gefallenen noch ins Grab.



Aus der Fitter melodischen Saiten  
Klagst du dem Mädchen des Liebenden Gluth,  
Wo die Sprache das Wort verweigert,  
Vorgest du hülfreich den lieblichen Klang.  
Und das Mädchen höret die Klage,  
Vor Ahnung und Scham den Busen bestürmt,  
Bögernd folgt sie dem süßen Zuge,  
Gleich den Saiten bebet ihr Herz,  
Und auf der Töne goldenen Schwingen  
Ziehet die Liebe als Sieger ein.

An des Altars geschmückten Stufen  
Empfängst du jauchzend die schamhafte Braut,  
Scheuchst von der Stirn ihr das jagende Bangen,  
Zeigst ihr die nahende Seligkeit.

So durch alle Gewinde des Lebens  
Gefoltest du lieblich den Erdensohn,  
Hilfst ihm erklimmen die steilen Stufen,  
Und streuest auf jede mit mildem Sinn  
Deine Rosen oder Inpressen,  
Freuden- oder Mitleidsstränen,  
Und wenn endlich das Leben verflungen,  
Der letzte Seufzer der Brust entflohn,  
Zum Staub gekehrt der Staubgeborne,  
Wankst du stöhnend hinter der Bahre,  
Hinüber zeigend in sichte Fernen,  
Glaub' und Hoffnung an leitender Hand. —

Wo ist eine Macht, die deiner gleicht,  
Eine Gewalt, die deiner sich naht,  
Wenn du auf Sturmesflügeln einherbraust,  
Wenn du mit Bephyr'stöpseln säufelst;  
Wenn du des Nuthes glimmenden Funken  
In die jagende Seele schleuderst  
Und den Funken zu That entkammst,  
Wenn du im duftenden Myrthenhain  
Mit süßer Ahnung das Herz beschleichst.  
Wo ist eine Macht, die deiner gleicht!  
Bewehrt mit deinem flammenden Schwert,  
Schlug Tirtäus der Feinde Gewalt,  
Felsen gehorchten deinem Worte,  
Als du aus Amphions Leier gebotst,  
Aus der Unterwelt heulenden Klüften  
Zog die Geliebte des Orpheus Gesang.

Wie bildsamer Thon, wie weiches Wachs  
Ist des Menschen Herz in deiner Hand.  
Zimotheus Leier tönt  
Und Persepolis flammt,  
Händel greift in die Saiten  
Und Persepolis flammt noch ein Mahl  
Vor den Sinnen der trunkenen Hörer!

Wer vermag, deinen Zauber zu schildern,  
Liebliche, milde, freundlich holde,  
Fühlende Freundin fühlender Seelen:  
Herrlichste unter den herrlichen Schwestern!  
Was der Mime nur schwankend sammelt,  
Was der Dichter zu laut verräth,  
Lispelt vernehmlich dein Saitenspiel.  
Sei die Dichtkunst noch so gepriesen,  
Sie spricht doch nur der Menschen Sprache,  
Du sprichst, wie man im Himmel spricht!

Darum sey mir drey Mahl gesegnet,  
Hohe, strahlende Königin!  
Ewig soll meine Lippe dich preisen,  
Und in den Klang meiner Weibgesänge  
Mische sich jauchzend der Jubel der Welt!

### Ideen von Mademoiselle Arnauld \*).

Es gibt Frauen, welche die Männer gerade so ansehen wie die Karten; sie bedienen sich ihrer auf einige Zeit zum Spielen, dann werfen sie sie weg und fordern neue, und endlich verlieren sie mit den neuen, was sie mit den alten gewonnen hatten.

Man nimmt einen Mann nur aus folgenden drey Bewegungsgründen, entweder weil er reich ist, oder weil er Gefühl hat, oder weil er stark ist.

Das Weib ist ein großes Kind, welches man mit Spielwerk unterhält, mit Lob einschläfert und mit Versprechungen verführt.

Eine galante Frau ist eine Sammlung von Erzählungen, wo die Einleitung das hübscheste Capitel ist; man borgt sie einander, unterhält sich damit, allein das Buch ist bald gelesen, endlich gar zerlesen, und es bleibt den Neugierigen nichts weiter übrig, als: die Druckfehler.

\*) Sie war eine berühmte Schauspielerinn der Pariser Oper.

### Notizen.

#### Theater

Hoftheater nächst der Burg. — Am 23. März zum ersten Mahl: *Voccacio*, ein dramatisches Gedicht in zwey Aufzügen, von *Deinhardstein*. — *Maria von Aquino*, unter dem Namen *Biametta*, befindet sich in Florenz bey der Tante (*Isabella*) des *Antonio Contarelli*, eines Edelmanns aus Parma. Ihre erste Liebe erwacht, als sie *Voccacio* in der Kirche *St. Lorenzo* erblickt. Ein gleiches Gefühl ergreift diesen; der Bund ist geschlossen. *Isabella*

kann ihre Leidenschaft nicht billigen und führt *Biametta* nach *Cer-taldo*. Hier begegnen sich *Voccacio*, welcher ihr gefolgt, und *Antonio*, sein Jugendfreund. Ihre Herzensangelegenheiten sind der Hauptgegenstand des Gesprächs. *Antonio* erbietet sich, Vermittler zu werden, und schildert auch wirklich mit Kraft und Wärme der erscheinenden *Biametta* die Gefühle seines Freundes *Voccacio*. *Isabellens* Dazwischenkunft verändert die Scene. Sie und *Antonio* erklären sich; *Biametta* ist die verlobte Braut des letzteren, *Voccacio's* Hoffnung vernichtet. —

*Biametta*



## Feldmarschall Radezky.

Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!  
Nicht bloß um des Ruhmes Schimmer,  
In Deinem Lager ist Oesterreich,  
Wir Andern sind einzelne Trümmer.  
Aus Thorheit und aus Eitelkeit  
Sind wir in uns zerfallen,  
In denen, die Du führst zum Streit,  
Lebt noch E in Geist in Allen.  
Dort ist kein Jüngling, der sich vermißt  
Es besser als Du zu kennen,  
Der was er träumt und nirgends ist  
Als Weisheit wagt zu benennen.  
Und Deine Garde, die nicht nur wacht,  
Nein auch bewacht und beschirmt,  
Sie hat nicht der eigenen Sicherheit acht,  
Wenn Nachts die Trommel stürmet.  
Der Bürger Deiner wandernden Stadt,  
Er weiß diese Stadt ist sein Alles,  
Die, wenn sie die Flamme ergriffen hat,  
Ihn mitzieht zum Abgrund des Falles,  
Und Deine Minister, die Führer im Heer,  
Sie führen das Schwert an der Seite,  
Zu strafen wenn's irgend nöthig wär'.  
Gehorsam ist Frieden im Streite,  
Die Gott als Slav' und Magyaren schuf,  
Sie streiten um Worte nicht hämisch,  
Sie folgen, ob deutsch auch der Feldherrnruf,  
Denn: Vorwärts! ist ungr'isch und böhmisch.  
Gemeinsame Hilf' in gemeinsamer Noth  
Hat Reiche und Staaten gegründet,  
Der Mensch ist ein Einsamer nur im Tod,  
Doch Leben und Streben verbündet.  
Wär' uns ein Beispiel Dein ruhmvoller Krieg,  
Wir reichten uns freudig die Hände.  
Im Anschluß von Allen liegt der Sieg,  
Im Glück eines Jeden das Ende.

Grillparzer.

## Feldmarschall Radetzky.

Glück auf, mein Feldherr, führe den Streich!  
 Nicht bloß um des Ruhmes Schimmer,  
 In Deinem Lager ist Oesterreich,  
 Wir andern sind einzelne Trümmer.  
 Aus Thorheit und aus Eitelkeit  
 Sind wir in uns zerfallen,  
 In denen, die Du führst zum Streit,  
 Lebt noch Ein Geist in Allen.  
 Dort ist kein Jüngling, der sich vermist  
 Es besser als Du zu kennen,  
 Der was er träumt und nirgends ist  
 Als Weisheit wagt zu benennen.  
 Und Deine Garde, die nicht nur wacht,  
 Nein auch bewacht und beschirmt,  
 Sie hat nicht der eigenen Sicherheit acht,  
 Wenn Nachts die Trommel stürmt.  
 Der Bürger Deiner wandernden Stadt,  
 Er weiß diese Stadt ist sein Alles,  
 Die, wenn sie die Flamme ergriffen hat,  
 Ihn mitzieht zum Abgrund des Falles,  
 Und Deine Minister, die Führer im Heer,  
 Sie führen das Schwert an der Seite,  
 Zu strafen wenn's irgend nöthig wär'.  
 Gehorsam ist Frieden im Streite,  
 Die Gott als Slav' und Magyaren schuf,  
 Sie streiten um Worte nicht hämisch,  
 Sie folgen, ob deutsch auch der Feldherrnruf,  
 Denn: Vorwärts! ist ungr'isch und böhmisch.  
 Gemeinsame Hilf' in gemeinsamer Noth  
 Hat Reiche und Staaten gegründet,  
 Der Mensch ist ein Einsamer nur im Tod,  
 Doch Leben und Streben verbündet.  
 Wär' uns ein Beispiel Dein ruhmvoller Krieg,  
 Wir reichten uns freudig die Hände.  
 Im Anschluß von Allen liegt der Sieg,  
 Im Glück eines Jeden das Ende.

Grillparzer.

(Aus der „Constitutionellen Donauzeitung“ Nr. 68, 8. Juni 1848.)

Erschienen und zu haben bei Ignaz Lang, Buchhändler in Wien, Dorotheergasse Nr. 1105.

Manuscripte Pyroni Seite I

